

Juliane Irma Mihan

Heimat für Christen und Juden in Lengsfeld. Die Geschichte eines unkonventionellen Schulprojekts in der Mitte des 19. Jahrhunderts

Die 1850 in Lengsfeld im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach gegründete jüdisch-christliche Simultanschule bot einen Ort, an dem sich christliche und jüdische Kinder und Lehrer heimisch fühlen konnten, weil es hier darum ging, sich zu „ent-fremden“. Der nachfolgende Beitrag zeigt, inwiefern diese Schule als Heimat für Christen und Juden bezeichnet werden kann, und greift dabei Definitionen des deutschen Heimatbegriffs und Konzepte von Assimilation und Akkulturation auf.

The Jewish-Christian simultaneous school in Lengsfeld in the Grand Duchy of Saxony-Weimar-Eisenach, founded in 1850, was a place where Christian and Jewish children and teachers could feel at home due to the school's aim to bring together Christians and Jews and counter any sense of unfamiliarity between them. This article will discuss, with reference to definitions of the term Heimat and notions of assimilation and acculturation, the ways in which the school might be referred to as a Heimat (home) for Christians and Jews.

1850 wurde in Lengsfeld im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach die vereinigte Bürgerschule gegründet, die in ihrer Konzeption und ihrem Anspruch in ihrer Zeit zunächst einzigartig war. Es handelt sich um eine jüdisch-christliche Simultanschule, also um eine Schule für jüdische und christliche Mädchen und Jungen, die von jüdischen und christlichen Lehrern unterrichtet wurden.¹ Der Unterricht erfolgte in hinsichtlich der Religion und des Geschlechts heterogenen Klassen; lediglich die oberste Klasse wurde in Knaben und Mädchen unterteilt. Zeichnete sich die Schule anfangs durch eine ungewöhnlich deutliche Gleichstellung der jüdischen und christlichen Lehrer

¹ Simultanschulen im eigentlichen Sinn sind konfessionell gemischte (ev./kath.) Schulen. Schulen, in denen jüdische und christliche Kinder zusammen unterrichtet worden sind, gab es bereits vor der Gründung der Lengsfelder Schule. Bei diesen Einrichtungen handelte es sich aber um jüdische Schulen, in die auch christliche Kinder gehen oder christliche Schulen, die auch von jüdischen Kindern besucht werden konnten. Sie waren also in der Trägerschaft einer Religionsgemeinschaft. Die Lengsfelder Schule unterscheidet sich von diesen Schulen in erster Linie darin, dass sie in Trägerschaft der christlichen und der jüdischen Gemeinde war. Je vier Christen und Juden waren Mitglieder im Schulvorstand, und zumindest in den Anfangsjahren unterrichteten jeweils drei christliche und jüdische Lehrer. (Abhandlungen über Simultanschulen, die im letzten Drittel des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts entstanden sind und diesen Schultyp eingehend beschreiben, sind z.B. Frick, Otto: „Simultangymnasium“ in: Enzyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens / bearb. von einer Anzahl Schulmänner und Gelehrten, Gotha, Bd. 8, 1870, S. 722–741, (elektronische Ressource <http://bbf.dipf.de/>); Ziegler, Theobald: Die Simultanschule. Berlin: Pädagogische Zeit- und Streitfragen, 1. Heft, 1905; Noth, Günther: „Die Simultanschule“ in: Mann, Friedrich (Hrsg.): Pädagogisches Magazin. Abhandlungen vom Gebilde der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften, Langensalza, Heft 428, 1911, S. 1–119. Zur Übersicht über jüdische Reformschulen, die teilweise auch christliche Kinder aufgenommen haben, empfehlen sich Kurzweil, Zwi Erich: Hauptströmungen jüdischer Pädagogik in Deutschland von der Aufklärung bis zum Nationalsozialismus, Frankfurt am Main 1987 und Lowenstein, Stephen M.: „Anfänge der Integration 1780–1871. 3. Ausbildung und Erziehung“ in: Kaplan, Marion (Hrsg.): Geschichte des jüdischen Alltags in Deutschland. Vom 17. Jahrhundert bis 1945. München 2003, S. 154–168, hier besonders S. 158–162.)

aus, veränderte sich dies im Laufe der etwa 70 Jahre ihres Bestehens. So forderten die „christlichen Vertreter [Ende des 19. Jahrhunderts], die jüdische Abteilung aus der Simultanschule auszugliedern“, und der amtierende Landrabbiner sah sich Anfang des 20. Jahrhunderts gezwungen, „gegen antijüdische verbale Äußerungen des Rektors dieser jüdisch-christlichen Simultanschule Stellung zu beziehen“, und musste Zugeständnisse machen.²

Was hat eine Schule mit Heimat zu tun? Herrmann Bausinger formuliert eine etwas sperrige, aber treffende Definition des Heimatbegriffs, die sich für das Thema *Schule und Heimat* eignet: „Heimat ist eine einigermaßen dauerhafte sozial-räumliche Konstellation, die durch ein hohes Maß von Hinwendung und Identifikation charakterisiert ist.“³

Im Folgenden soll gezeigt werden, dass die jüdisch-christliche Simultanschule in Lengsfeld als ein Ort verstanden werden kann, an dem in der Mitte des 19. Jahrhunderts der Begriff *Heimat* eine besondere Bedeutung hatte. Dazu ist zunächst eine schon Aspekte dieser Thematik in der deutsch-jüdischen Geschichte einbeziehende Betrachtung des Heimatbegriffs notwendig, die aber aufgrund der Weite des Begriffs in jedem Fall nur unvollständig bleiben kann. Im daran anschließenden Abschnitt wird anhand einer soziologischen Konzeption von John W. Berry gezeigt, welche Akkulturationsstrategie sich aus heutiger Sicht hinter dem Programm der Lengsfelder Schule verbirgt. Berry beschreibt *Assimilation* als eine von mehreren Akkulturationsstrategien. Seine Überlegungen werden als Folie auf die Situation in der Lengsfelder Schule gelegt und führen zu der Akkulturationsstrategie, die bei diesem Beispiel als die naheliegendste angesehen werden kann. Der Fokus dieses Aufsatzes liegt dabei immer auf der jüdisch-christlichen Simultanschule, denn es soll dargestellt werden, was Heimat für Juden und Christen in Lengsfeld bedeutet hat. Mit der Gründung dieser Schule wurde nämlich die von Bausinger im oben aufgeführten Zitat beschriebene „sozial-räumliche Konstellation, die durch ein hohes Maß von Hinwendung und Identifikation charakterisiert ist“, Wirklichkeit.

Heimat – was ist das? Annäherungen an den Heimatbegriff

In einem Aufsatz zum Thema Heimat stellt Bausinger fest: „Das Stichwort Heimat löst schon lange keine einheitlichen Reaktionen mehr aus.“⁴ Was auf den ersten Blick wie eine lapidare Feststellung klingt, ist bei näherer Betrachtung eine ausgesprochen zutreffende Aussage. Gewiss würde eine spontane Umfrage recht unterschiedliche Antworten auf die Frage ‚Was ist Heimat?‘ erbringen. Die einen würden vielleicht von ihren Herkunftsorten erzählen, die anderen verbinden Heimat mit Menschen, die ihnen nahestehen. Und sicherlich gibt es auch solche Antworten, die derjenigen ähneln, die der Kirchenvater

² Olbrisch, Gabriele: Landrabbinat in Thüringen 1811–1871. Jüdische Schul- und Kultusreform unter staatlicher Regie, Köln/Weimar/Wien 2003, S. 299. Für weitere Informationen zur jüdisch-christlichen Simultanschule in Lengsfeld siehe Mihan, Juliane Irma: The Jewish-Christian simultaneous school in Lengsfeld, in: Jurewicz, Grażyna/Hinneburg, Kristina-Monika (Hrsg.): Das Prinzip Aufklärung zwischen Universalismus und partikularem Anspruch. The Principle of Enlightenment between Universalism and Particularistic Claims, München 2014, S. 79–88.

³ Bausinger, Herrmann: Heimat und Fremde, in: Kunstverein Eislungen (Hrsg.): Heimat. Eislungen. Ausstellungskatalog, Eislungen 1998, S. 13–24, hier S. 14.

⁴ Bausinger, Herrmann: Heimat? Heimat! – Heimat als Aufgabe, in: Deutsch-Chinesisches Kulturnetz (2011), S. 1–5, online unter: www.goethe.de/mmo/priv/8372988-STANDARD.pdf [27.06.2014].

Augustinus auf die Frage ‚Was ist Zeit?‘ gegeben hat: „Wenn mich niemand darnach fragt, weiß ich es, wenn ich es aber einem, der mich fragt, erklären sollte, weiß ich es nicht [...]“.⁵

In einem Sammelband aus dem Jahr 1990 bieten zahlreiche Autorinnen und Autoren aus unterschiedlichen Fachgebieten auf annähernd 900 Seiten sieben verschiedene Zugänge zum Thema Heimat.⁶ Dabei wird allein schon mit Blick auf die begriffliche Annäherung deutlich, wie facettenreich der Heimatbegriff zumindest im Deutschen ist. In *Heimat* schwingt etwas Gemütliches mit, etwas Vertrautes und Anheimelndes. *Heimat* – dies zunächst erst einmal ganz neutral gemeint – bedeutet soziologisch gesehen jedoch immer auch Abgrenzung, ‚wir versus die anderen‘. Denn die eigene Heimat birgt im besten Fall einen Schutzraum, in dem man sich frei bewegen kann, weil man sich, im Gegensatz zu Fremden, mit den örtlichen Gegebenheiten und kulturellen Gepflogenheiten auskennt. *Heimat* also als Pendant zu Fremde. *Heimat* ist nicht einfach zu fassen, lässt sich nicht in drei Sätzen definieren. Und es kommt natürlich - wie so oft - auch immer auf den Blickwinkel an.⁷

Mit Blick auf das 19. Jahrhundert – und hier vor allem auf die deutsch-jüdische Geschichte – lassen sich zum Begriff Heimat (mindestens) drei Aspekte herausarbeiten:

(1) Heimat ist nichts, was im 19. Jahrhundert für alle Menschen gleich gegeben war. Heimat ist da, wo Menschen etwas Eigenes besitzen, sich etwas – zum Beispiel Grund und Boden – erwerben und somit eine Existenz aufbauen können. Bausinger verweist auf schweizerdeutsche und schwäbische Redewendungen, die dies illustrieren:

„[Z]entral scheint doch jahrhundertlang eine sehr enge und konkrete Vorstellung von Heimat gewesen zu sein – der an den unmittelbar vorhandenen Besitz von Haus und Hof gebundene Begriff Heimat. Im Schweizerdeutschen war die Gleichsetzung von Hofanlage und Heimat lange üblich. Bei Gotthelf heißt es einmal: ‚Das neue Heimat kostet ihn wohl 10.000 Gulden‘. Auch in deutschen Redensarten blieb diese konkreteste Fassung des Heimatbegriffs erhalten: ‚Der Älteste kriegt die Heimat‘, sagte man im Schwäbischen, und den Hochzeitstag dieses Ältesten, mit dem er meist den Hof übernahm, charakterisierte man durch den Ausspruch, dass an diesem Tag die Geschwister ‚ihrer Heimat zur Leiche gingen‘.“⁸

⁵ Augustinus: *Confessiones*, 11. Buch, 14. Kapitel, zitiert nach der Ausgabe Kern, Bruno/Lachmann, Otto F.: *Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus*, Wiesbaden 2008, S. 316. Herrmann Bausinger eröffnet mit diesem Ausspruch Augustinus’ zwei seiner Aufsätze zum Thema Heimat: Bausinger, Heimat? Heimat!, 2011 und Bausinger, Hermann: Heimat in einer offenen Gesellschaft. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte, in: Cremer, Will/Klein, Ansgar (Hrsg.): *Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven*, Bonn 1990, S. 76–90, hier S. 76.

⁶ Cremer, Will/Klein, Ansgar (Hrsg.): *Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven*, Bonn 1990. Ein aktuellerer, jedoch thematisch weniger breit gefächelter Zugang zum Heimatbegriff ist zu finden in: Egger, Simone: *Heimat. Wie wir unseren Sehnsuchtsort immer wieder neu erfinden*. München: Riemann Verlag, 2014. Zudem empfiehlt sich die Arbeit von Bastian, Andrea: *Der Heimat-Begriff. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung in verschiedenen Funktionsbereichen der deutschen Sprache*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1995.

⁷ Vgl. auch Bausinger, *Heimat in einer offenen Gesellschaft*, 1990, S. 77.

⁸ Bausinger, *Heimat? Heimat!*, 2011, S. 1. Die von Bausinger zitierte Passage findet sich wieder in Muschg, Walter (Hrsg.): *Jeremias Gotthelfs Werke in zwanzig Bänden*, Bd. 14, Basel 1951, S. 24.

Juden war dieses Privileg, eigenen Grund und Boden zu besitzen, in der Regel vorenthalten. Ulrike Schramm-Häder hat in einer Studie die *Emanzipation der Juden in Sachsen-Weimar-Eisenach* zwischen 1823 und 1850 nachgezeichnet.⁹ Darin macht sie deutlich, dass Juden im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach Anfang des 19. Jahrhunderts praktisch nicht vorhanden waren, weil die Regierung seit dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts den „Grundsatz [verfolgte; JM], möglichst keine Juden im Land aufzunehmen“¹⁰. Wenn Ausnahmen gemacht wurden, dann lediglich in den Residenzstädten Eisenach und Weimar und in erster Linie für wohlhabende Juden, die als Hofjuden, Händler und Akteure auf dem Finanzmarkt gebraucht wurden.¹¹ Ein rechtes Gefühl von Heimat wird kaum aufgekommen sein, denn in der Regel waren Juden von der Gunst des Landesherren und von Schutzbriefen abhängig. Die Ausstellung der Schutzbriefe war an – vor allem finanzielle – Bedingungen geknüpft und zeitlich beschränkt, beziehungsweise konnte jederzeit widerrufen werden.¹² Gleichwohl konnte es auch vorkommen, dass Juden das Bürgerrecht erlangten.¹³ Stefi Jersch-Wenzel zählt verschiedene „Kategorien jüdischer Existenz“ auf, anhand derer deutlich wird, dass es für Juden alles andere als einfach war, sich niederzulassen und heimisch zu werden: „1. die Generalprivilegierten; 2. die ordentlichen Schutzjuden; 3. die außerordentlichen Schutzjuden; 4. die ‚publiquen jüdischen Bedienten‘, also die Gemeindeangestellten; 5. die Unvergleiteten, d. h. die ohne Geleitschutz Anwesenden sowie das häusliche Gesinde.“¹⁴ Obgleich sich die rechtlichen Einschränkungen für Juden in den einzelnen deutschen Staaten unterschieden, kann allgemein festgehalten werden, dass die Möglichkeiten für Juden, sich – im Wortsinne – ‚häuslich niederzulassen‘, deutlich beschränkter waren als für Nichtjuden.¹⁵ Für Lengsfeld, die größte und vermutlich auch älteste der sieben jüdischen Gemeinden im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach und Sitz des Landrabbinates,¹⁶ ist jedoch festzuhalten, dass die jüdische Gemeinde im Besitz einer Synagoge (mit Mikwe) und auch einer jüdischen Schule gewesen ist.¹⁷ Zudem gab es in Lengsfeld einen jüdischen Friedhof, der vermutlich aus dem 17. Jahrhundert stammte.¹⁸

Synagoge, Mikwe, Friedhof und Schule sind wesentliche Bestandteile einer jüdischen Gemeinde, und sie trugen gewiss dazu bei, den Lengsfelder Jüdinnen und Juden eine Heimat zu geben.

⁹ Schramm-Häder, Ulrike: Jeder erfreuet sich der Gleichheit vor dem Gesetze, nur nicht der Jude. Die Emanzipation der Juden in Sachsen-Weimar-Eisenach (1823–1850), München/Jena 2001.

¹⁰ Schramm-Häder, Emanzipation, 2001, S. 17.

¹¹ Schramm-Häder, Emanzipation, 2001, S. 17.

¹² Schramm-Häder, Emanzipation, 2001, S. 20.

¹³ Schramm-Häder, Emanzipation, 2001, S. 19. Zur weiteren Entwicklung der Judenemanzipation im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach sei ebenso auf die Untersuchung Schramm-Häders verwiesen.

¹⁴ Jersch-Wenzel, Stefi: Rechtslage und Emanzipation, in: Brenner, Michael/Jersch-Wenzel, Stefi/Meyer, Michael A.: Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit. Bd. II: Emanzipation und Akkulturation 1780–1871, München 1996, S. 15–56, hier S. 16.

¹⁵ Jersch-Wenzel, Rechtslage und Emanzipation, 1996, S. 18.

¹⁶ Olbrisch, Landrabbinat, 2003, S. 50.

¹⁷ ThHStAW, EA, Konsistorialsachen, Akte Nr. 1075/11, Bl. 8/1–7–9/2.

¹⁸ Olbrisch, Landrabbinat, 2003, S. 50.

(2) Heimat wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend mit Vaterland beziehungsweise Nation gleichgesetzt. Bausinger stellt fest: „Heimat und Vaterland wurden in erster Linie zu politischen Abgrenzungsbegriffen gegen das Fremde und die Fremden.“¹⁹

Die Abgrenzung gegen Fremdes und Fremde drückt sich in unterschiedlichen Punkten aus: in der Nationalsprache, in Nationalkultur, Nationalliteratur und nationalem Geschichtsbewusstsein. Die Aufzählung könnte fortgesetzt werden. Vor allem das nationale Geschichtsbewusstsein spiegelt sich in der Errichtung von Archiven, Bibliotheken und Museen wider, die als Orte des Sammelns und Ausstellens das Bewusstsein für nationale Spezifika herstellen und bewahren sollten.²⁰

Das Stichwort *Nationalsprache* ruft den Namen Ernst Moritz Arndt (1769–1860) ins Gedächtnis. Eines seiner wohl prominentesten Gedichte, das 1825 von Gustav Reichardt auch vertont worden ist, antwortet auf die immer wiederkehrende Frage *Was ist des Deutschen Vaterland?* mit „So weit die teutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt. Das soll es seyn! Das, wackrer Teutscher, nenne dein!“²¹

Walter Erhard und Arne Koch heben hervor, dass Sprache bei Ernst Moritz Arndt als „patriotische[] Kardinaltugend“²² gilt, als „ein in höchstem Maße schützenswertes Gut, gar als zu verteidigende Festung und propagandistische ‚Geheimwaffe‘ in den anstehenden nationalen Auseinandersetzungen“²³. Die Sprache – so kann man Arndt lesen – grenzt vom Fremden ab und schafft ein Gefühl von Heimat, schafft Identität.

Und so darf nicht übersehen werden, dass in der Lengsfelder Schule im Jahr 1861 im Rahmen der Schuljahresprüfungen in der I. Knabenklasse im Fach Gesangsunterricht zwei Lieder von Ernst Moritz Arndt geprüft wurden; eines davon „Des Deutschen Vaterland“.²⁴ Da alle Klassen sowohl für christliche als auch jüdische Kinder offen waren, ist davon auszugehen, dass die Kinder beider Religionen dieses Lied kannten und sangen. Christliche und jüdische Lehrer erzogen an der Lengsfelder Schule christliche und jüdische Kinder in deutscher Sprache zu treuen deutschen Staatsbürgern. In dieser Hinsicht unterschied sich die jüdisch-christliche Simultanschule kaum von anderen Schulen in der damaligen Zeit.²⁵

(3) Die Thematik von nationaler Eigenheit und Zusammengehörigkeit im 19. Jahrhundert führt – nicht nur, aber auch durch die Brille der deutsch-jüdischen Historiografie betrachtet – zu der Frage, die sich im Grunde durch das ganze 19. Jahrhundert zieht: Wer gehört dazu?

¹⁹ Bausinger, *Heimat und Fremde*, 1998, S. 17.

²⁰ Osterhammel, Jürgen: *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2009, S. 31–44.

²¹ Zitiert nach Nieberle, Sigrid: „Und Gott im Himmel Lieder singt“: Zur prekären Rezeption von Ernst Moritz Arndts *Des Deutschen Vaterland*, in: Erhard, Walter/Koch, Arne (Hrsg.): *Ernst Moritz Arndt (1769–1860). Deutscher Nationalismus – Europa – Transatlantische Perspektiven*, Tübingen 2007, S. S. 121–136, hier S.121. Zu dem Gedicht siehe S. 121–136.

²² Erhard, Walter/Koch, Arne: *Eine Amnesie mit Folgen: Transnationale Wiederentdeckungen Ernst Moritz Arndts im Kontext von Werk- und Zeitgeschichte*, in: Erhard/Koch (Hrsg.): *Ernst Moritz Arndt, 2007*, S. 1–14, hier S. 11.

²³ Erhard/Koch, *Amnesie*, 2007, S. 11.

²⁴ ThHStAW, EA, Konsistorialsachen, Akte Nr. 1075/19, Bl. 21/2.

²⁵ Zu den pädagogischen Ansätzen im Schulwesen des 19. Jahrhunderts sei verwiesen auf Jeismann, Karl-Ernst/Lundgreen, Peter (Hrsg.): *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*, Bd. III: 1800–1870. *Von der Neuordnung Deutschlands bis zur Gründung des Deutschen Reiches*, München 1987, Kapitel 3 und Berg, Christa (Hrsg.): *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*, Bd. IV: 1870–1918. *Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkrieges*, München 1991, Kapitel 3.

Bereits im 18. Jahrhundert stellten Maskilim wie Moses Mendelssohn die Forderung, Juden Nichtjuden rechtlich gleichzustellen. Mendelssohn hatte im 19. Jahrhundert eine Vorbildfunktion eingenommen, weil er es verstand, „in kultureller Hinsicht deutsch zu werden und doch in religiöser Hinsicht ein Jude zu bleiben“²⁶. Sehr viele deutsche Juden fühlten und verstanden sich als Deutsche *und* Juden. Für sie bedeutete Religion also nicht gleich Nation. Als sich Anfang des 19. Jahrhunderts das Reformjudentum herausbildete, geschah dies unter anderem, weil die reformorientierten Juden den Wunsch hatten, den jüdischen Glauben gleichberechtigt, wie eine Konfession, neben den christlichen zu stellen.

Im 19. Jahrhundert wurde schließlich auch die – relative – rechtliche Gleichstellung von Juden in Emanzipationsgesetzgebungen verankert. Es kann nur von einer relativen Gleichstellung die Rede sein, weil es auch mit der Emanzipationsgesetzgebung nicht zu einer tatsächlichen völligen Gleichstellung von Juden und Christen kam. Rechtliche Gleichstellung jedoch bedeutet, dass Juden eine gewisse rechtliche Absicherung in ihrem Land hatten. Mit der Emanzipation, so könnte man es pointiert ausdrücken, konnten Juden sich beheimatet fühlen.

Die Frage ‚Wer gehört dazu?‘ kann mit Blick auf die Einwohner Lengsfelds zumindest in der Mitte des 19. Jahrhunderts mit ‚alle‘ beantwortet werden. Bereits vor der Gründung der jüdisch-christlichen Simultanschule kann ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen Christen und Juden in der Stadt ausgemacht werden, nämlich bei der Einweihung des neuen jüdischen Schulgebäudes im Jahr 1840. In der Zeitung *Der Israelit des 19. Jahrhunderts*²⁷ berichtet der Herausgeber Dr. Mendel Heß (1828–1871 Landrabbiner von Lengsfeld) in der Ausgabe vom 29. November 1840 von der Einweihung der jüdischen Schule.²⁸ Dabei hebt er besonders die rege Anteilnahme der christlichen Gemeinde und der Staatsregierung hervor und deutet dies als sichtbares Zeichen der Integration der jüdischen Gemeinde in die christliche Mehrheit des Ortes.²⁹ Tatsächlich klingt im Bericht über die Schuleinweihung bereits an, was zehn Jahre später bei der Gründung der jüdisch-christlichen Simultanschule deutlich wird. In seiner Rede verleiht der Bürgermeister seiner Überzeugung darüber Ausdruck,

„[...] dass die bedeutenden Opfer, welche es die Gemeinde und ihre Glieder kostet, auch mit Freude getragen werden, da ja alle die Hoffnungen, welche die Eltern in der Gemeinde auf ihre heranwachsenden Kinder, die ganze Bürgerschaft auf ihre zukünftigen Genossen, ja der Staat auf seine künftigen Unterthanen setzt, in diesem Hause die Mittel zur Verwirklichung finden.“³⁰

²⁶ Meyer, Michael A.: Deutsch werden, jüdisch bleiben, in: Brenner/Jersch-Wenzel/Meyer: Deutsch-Jüdische Geschichte, 1996, S. 208–259, hier S. 208.

²⁷ Die Wochenzeitung *Der Israelit des 19. Jahrhunderts* erschien von Oktober 1839 bis Juni 1848 und wurde zunächst von Mendel Heß und ab 1848 auch von Samuel Holdheim herausgegeben. Inhaltlich war die Zeitung reformorientiert ausgerichtet und richtete sich mit ihren das religiöse jüdische Leben schildernden Artikeln an eine entsprechende jüdische Leserschaft

²⁸ Heß, Mendel: Geschichte des Tages, in: *Der Israelit des 19. Jahrhunderts* 8 (1840), S. 31–32.

²⁹ Heß, Geschichte des Tages, 1840, S. 31.

³⁰ Heß, Geschichte des Tages, 1840, S. 31.

Es ist also von einer Integration der Juden in die christliche Umgebung die Rede; wiewohl dies auch mit großen Ansprüchen und Erwartungen an die jüdische Gemeinde verbunden wird. Der Artikel von Heß endet mit der Schilderung eines gemeinsamen Chorgesangs von Juden und Christen zum Abschluss der Einweihungsfeierlichkeiten und eines gemeinsamen Festessens von Juden und Christen, Bürgern der Stadt und Honoratioren.³¹

Dass die spätere, 1850 gegründete, jüdisch-christliche Simultanschule in ähnlicher Weise von der Gemeinschaft getragen und unterstützt wurde, wie die Schule der jüdischen Gemeinde, lässt sich anhand von Schulchroniken belegen. In den Schulchroniken der Jahre 1861 und 1864 beispielsweise berichtet der damalige Rektor Pickel von der Unterstützung durch Eltern und Freunde der Schulkinder bei Schulfesten und von Schenkungen von Firmen und Privatleuten an die Schule beziehungsweise an bedürftige Schulkinder.³²

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die drei aufgezeigten Bedeutungen des Heimatbegriffs - Heimat als Besitz, Heimat als Vaterland und Heimat als rechtliche Gleichstellung - das Spannungsfeld verdeutlichen, in welchem sich Juden im 19. Jahrhundert bewegten. Auf das Beispiel der Stadt Lengsfeld und der sich dort befindlichen jüdisch-christlichen Simultanschule bezogen lässt sich darstellen, dass der Begriff der Heimat mit Besitz, Vaterland und auch der rechtlichen Gleichstellung, zumindest in der Anfangszeit der Schule, mehr oder weniger gleichzusetzen war.

Die eingangs gestellte Frage, was eine Schule mit Heimat zu tun hat, lässt sich mit Blick auf die jüdisch-christliche Simultanschule in Lengsfeld so beantworten: Die zumindest in den Anfangsjahren festzustellende Gleichberechtigung von Juden und Christen in Lengsfeld und das Teilen des je eigenen Gemeindebesitzes zugunsten einer gemeinsamen Schule waren Voraussetzungen für die Gründung der Lengsfelder Schule. Mit dieser Schule wurde eine Institution geschaffen, die es jüdischen und christlichen Kindern ermöglichte, zu lernen und so eine Grundlage für ihr weiteres Leben zu schaffen. Zugleich sollte mit der verstärkten Konzentration auf Bildung und Berufsausbildung eine Basis dafür hergestellt werden, die wirtschaftliche Situation des Ortes zu verbessern. Mit der Gründung der Schule wurden also Voraussetzungen geschaffen, Juden und Christen in Lengsfeld eine Heimat zu geben, in der sie leben, lernen und arbeiten konnten.

In der deutsch-jüdischen Historiografie tauchen immer wieder die Begriffe *Assimilation* und *Akkulturation* auf. Beide Begriffe haben unter anderem auch mit Beheimatung zu tun. Dabei geht es darum, wie viel von der eigenen Identität aufgegeben werden soll, um in der umgebenden Mehrheitsgesellschaft einen Platz zu finden beziehungsweise welche Aufgaben die aufnehmende Gesellschaft haben soll. Es wurde und wird noch immer diskutiert, ob überhaupt und wenn doch, wie diese beiden Begriffe benutzt werden können.³³ Rogers Brubaker schließt seinen Essay *Die Rückkehr der Assimilation?*³⁴, in dem er sich mit der Thematik der Einwanderung beziehungsweise der

³¹ Heß, *Geschichte des Tages*, 1840, S. 32.

³² ThHStAW, EA, Konsistorialsachen, Akte Nr. 1075/19, Bl. 25/2, Bl. 32/1 und Bl. 93/2.

³³ Die Debatte um den Assimilations- beziehungsweise Akkulturationsbegriff in der deutsch-jüdischen Historiografie im 19. und 20. Jahrhundert soll hier nicht noch einmal aufgegriffen werden. Dazu sei verwiesen auf van Rahden, Till: *Verrat, Schicksal oder Chance: Lesarten des Assimilationsbegriffs in der Historiographie zur Geschichte der deutschen Juden*, in: *Historische Anthropologie: Kultur, Gesellschaft, Alltag* 13 (2005), S. 245–264.

³⁴ Brubaker, Rogers: *Ethnizität ohne Gruppen*, Hamburg 2007, S. 166–185.

Integration von Einwanderern im 20. Jahrhundert beschäftigt, mit folgenden Worten: „Assimilation ist keine Theorie, sondern einfach ein Begriff. Aber es ist ein Begriff, ohne den wir nicht auskommen.“³⁵

Brubaker wirbt für das Konzept der Assimilation, denn „[e]s versetzt uns in die Lage, Fragen hinsichtlich der Bereiche und Ausmaße neu entstehender Ähnlichkeiten und anhaltender Unterschiede zwischen Bevölkerungen ausländischer Herkunft mit mehreren Generationen und bestimmten Referenzbevölkerungen zu stellen“³⁶. Indem Brubaker dem Assimilationsbegriff die Zuschreibung ‚Theorie‘ abspricht, entzieht er ihm die Explosivität, die er im 20. Jahrhundert hatte und bis ins 21. Jahrhundert hinein noch hat. Allerdings hat dieser Begriff viele unterschiedliche Facetten, die sich in konkreten Assimilationskonzepten widerspiegeln. Auf das Beispiel Lengsfelds und der dortigen jüdisch-christlichen Simultanschule übertragen, geht es bei der Beschäftigung mit dem Konzept der Assimilation darum, *Fragen hinsichtlich der Bereiche und Ausmaße neu entstehender Ähnlichkeiten und anhaltender Unterschiede zwischen der Bevölkerung jüdischen Glaubens mit mehreren Generationen und der christlichen Mehrheitsbevölkerung zu stellen*.

John W. Berry blickt aus der Perspektive der Minderheitsgesellschaft auf die Thematik und definiert *Assimilation* als eine von vier Unterkategorien des Akkulturationsbegriffs beziehungsweise als eine von vier Akkulturationsstrategien.³⁷ Dass Berry hier nur eine Perspektive beachtet, schränkt die Anwendungsmöglichkeiten dieses Konzepts ein. Allerdings liegt es nahe, bei der Thematik von Assimilation und Akkulturation von der Situation der Minderheitsgesellschaft auszugehen, da sich diese in der Regel in einem Abhängigkeitsverhältnis zur Mehrheitsgesellschaft befindet und nach Wegen sucht, als eigenständige Gruppe in dieser bestehen zu können. Bei seiner Untersuchung benutzt er zwei Fragestellungen, anhand derer er die vier Akkulturationsstrategien herausarbeitet: *Wird es als erstrebenswert erachtet, die eigene Identität und die eigenen Charakteristiken zu erhalten? Wird es als erstrebenswert erachtet, Beziehungen mit der größeren Gesellschaft zu unterhalten?*³⁸ Die Beantwortung dieser Fragen beschränkt sich auf Ja oder Nein, und so ergeben sich vier mögliche Kombinationen, die Berry als Akkulturationsstrategien bezeichnet: Assimilation (Nein + Ja)³⁹, Separation (Ja + Nein), Integration (Ja + Ja) und Marginalisation (Nein + Nein).⁴⁰

Wird Berrys Schema – etwas abgewandelt, indem die Perspektive sowohl der Minderheits- als auch der Mehrheitsgesellschaft beachtet wird – auf die Lengsfelder Schule angewendet, ergibt sich sowohl aus jüdischer als auch aus christlicher Sicht die Akkulturationsstrategie *Integration*. Diese Beobachtung führt zu der These, dass es sich bei der jüdisch-christlichen Simultanschule in Lengsfeld um ein Beispiel für *Akkulturation im Sinne von Integration* handelt. Es war die Intention der Schulgründer, die jeweiligen

³⁵ Brubaker, *Ethnizität*, 2007, S. 185.

³⁶ Brubaker, *Ethnizität*, 2007, S. 185.

³⁷ Berry, John W.: *Immigration, Acculturation, and Adaptation*, in: *Applied Psychology. An International Review* 46 (1997), S. 5–34, hier S. 9 f.

³⁸ Berry, *Immigration*, 1997, S. 10.

³⁹ Auch im *Memorandum for the Study of Acculturation* (1936) wird Assimilation als Unterkategorie von Akkulturation angesehen. Redfield, Robert/Linton, Ralph/Herskovits, Mielville J.: *Memorandum for the Study of Acculturation*, in: *American Anthropologist* 38 (1936), S. 149–152, hier S. 149.

⁴⁰ Berry, *Immigration*, 1997, S. 9 f.

Identitäten der beteiligten Gruppen zu bewahren und gleichzeitig Kontakt zueinander aufzubauen und zu pflegen. Diese These soll im Folgenden belegt werden.

1823, also in dem Jahr, in dem die „Juden-Ordnung“ im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach in Kraft trat, lebten in Lengsfeld circa 2.000 Einwohner, von denen 566 jüdisch waren; das entspricht etwa einem Viertel der Gesamtbevölkerung.⁴¹ Aufgrund der Größe der jüdischen Gemeinde in Lengsfeld und der Tatsache, dass der Ort Sitz des Landrabbinats war, konnten die Lengsfelder Christen und Juden gar nicht anders, als sich irgendwie miteinander auseinanderzusetzen und zu arrangieren. Soweit sich das aus den Quellen erschließen lässt, gelang dies zumindest in der Mitte des 19. Jahrhunderts auf vorbildliche Art und Weise. Weiter oben wurde bereits von der allgemeinen Anteilnahme der nichtjüdischen Bevölkerung an der Einweihung der jüdischen Schule im Jahr 1840 berichtet. Die jüdisch-christliche Simultanschule bekräftigte diesen Ausdruck des Zusammenhalts und den Wunsch nach Ent-Fremdung noch einmal mehr.

Heimat für Christen und Juden in der Lengsfelder jüdisch-christlichen Simultanschule

Die jüdisch-christliche Simultanschule wurde im Oktober 1850 gegründet. Für diesen Schritt gab es mehrere Gründe, und es ist nicht eindeutig auszumachen, welcher letztlich ausschlaggebend gewesen ist. Vielleicht waren es zunächst ganz praktische Gründe: Nachdem im Oktober 1848 kurz nacheinander zwei der christlichen Lehrer gestorben waren, kam bei der Lengsfelder Bevölkerung der Wunsch auf, die jüdische und die christliche Schule zusammenzulegen.⁴² Aber auch wirtschaftliche Gründe waren ausschlaggebend für die Gründung der jüdisch-christlichen Simultanschule. Und schließlich spielte auch der Gedanke eine Rolle, dass Juden und Christen nicht mehr nur nebeneinander, sondern miteinander in Lengsfeld leben sollten. Sandel Rosenblatt, einer der Delegierten im Ausschuss zur Schulgründung, nannte in seiner Einschätzung zur Bedeutung der geplanten Schule die wesentlichen Gründe für die Zusammenlegung der jüdischen und der christlichen Schule:

„Ich begründe den Wunsch der Vereinigung der Schule für mich und einen großen Theil meiner Glaubensgenossen folgendergestalt: Die Idee der Schulvereinigung ist hier schon seit längerer Zeit gangbar, und es ist auch sehr angenehm daß endlich der Augenblick eingetreten ist, in welchem über diese wichtige Angelegenheit und die besten Mittel zu ihrer Förderung ernstlich in Berathung gezogen werden soll: Es sprechen dafür zwei wesentliche Gründe: 1. ein materieller. Alle Gewerbe liegen hier darnieder und eine große Armuth herrscht in der hiesigen Gemeinde und wenn auf vielfachen Wunsche, vielfache Ansichten über die Mittel zu ihrer Abhilfe besprochen worden sind, wenn man die Anlegung von Fabriken, den Hausirhandel und Anderes darunter gezählt hat, so sind wir doch zuletzt auf den Punkt gekommen, daß die Schule an sich schon das beste Mittel sei von deren Grund aus das Bessere erreicht werde. Sehen wir doch, daß mit dem Verfall der Schule hier gar manches gute Geschäft erstickt worden, alle Kenntniß sich vermindert hat, und damit statt eines Fortschrittes ein

⁴¹ Olbrisch, Landrabbinat, 2003, S. 50.

⁴² Kirchen- und Schulblatt in Verbindung 5 (1852), S. 136.

kraftloser Rückschritt eingetreten ist, der endlich auch die Kapitalien zu Grunde gerichtet hat. Keine Gemeinde unter den beiden kann allein etwas bezwecken, nur wenn beide sich billig aushalten, ist das Beste zu erreichen. 2. Nur wenn die Kinder vereinigt werden wenn sie sich einander annähern, kann die sog. confessionelle Scheidewand, welche aber nur eine Scheidewand der Vorurtheile ist, schwinden. Bisher kannten sich die Erwachsenen nicht und deshalb wurden sie sich fremd, sie hatten sich als Kinder nicht kennen gelernt und deshalb wird nun durch eine solche Vereinigung möglich werden, daß sie künftig als Männer brüderlich Arm in Arm zusammengehen. Dadurch werden auch die Ansichten unserer Staatsregierung und unseres Landtags gefördert; sie stellen jetzt die Emanzipation gesetzlich fest, allein Gesetze auf dem Papier nur können nichts helfen, sie müssen im Leben zur That werden und können das nur, wenn wir selbst wesentlich dazu beitragen und zwar gegenseitig. Meine Herren halten wir uns lediglich an den Rechtspunct unter uns, so werden wir nicht viel zu verhandeln haben, allein sehen wir, daß in der vorliegenden Sache Opfer nicht gespart werden sollen und daß die Belastung der israelitischen Gemeinde eine doppelte ist, indem ihre Mitglieder 1. die bedeutenden Mittel der Cultuskasse erhalten müssen. 2. dieselben überhaupt namentlich auch durch Stadtsteuerzahlungen zur städtischen Kämmereikasse beizutragen haben, so laßen Sie uns von beiden Seiten billig sein, damit wir in Liebe und Eintracht das bessere Ziel erreichen.“⁴³

Der Schuldeputierte Rosenblatt beschreibt das Konzept der jüdisch-christlichen Simultanschule in Lengsfeld in seiner Wortmeldung im Februar 1850 unter anderem als praktische Umsetzung der Emanzipationsgesetzgebung. Diese Umsetzung geschieht auf sehr kreative Weise. Nachdem die christliche Schule bereits 1848 einen deutlichen Lehrermangel zu beklagen hatte, hätte es (abgesehen von der Option der Neueinstellung von christlichen Lehrern) auch zwei ganz andere Optionen gegeben. Die christlichen Kinder hätten auf die Schulen der umliegenden Orte verteilt oder der jüdischen Schule zugewiesen werden können. Beispiele für jüdische Schulen, in denen auch christliche Kinder unterrichtet wurden, sind die Jüdische Freischule in Berlin (gegründet 1778/81) und die Jacobson-Schule in Seesen (gegründet 1801). In Lengsfeld aber wurde die Chance genutzt, ein völlig neues Schulkonzept zu entwickeln. Dies geschah durch die Gründung einer Schule, in der christliche und jüdische Kinder gleichberechtigt miteinander lernen konnten. Und nicht nur das: Sie wurden von gleich viel christlichen wie jüdischen Lehrern unterrichtet. Die Schule wurde von beiden Gemeinden, der christlichen und der jüdischen, getragen. Und – und das ist das Wichtigste und Bemerkenswerteste – keine Religion wurde der anderen untergeordnet, sondern Christentum blieb Christentum und Judentum blieb Judentum.

Schule, Lernen – das bedeutet soziale Teilhabe, Heimat und bietet eine Perspektive. Denn wer in eine Schule gehen und lernen kann, hat die Chance, sich zu bilden, einen Beruf zu ergreifen und fest mit beiden Beinen im Leben zu stehen. Die Bemühungen der Schulgründer in Lengsfeld zeigen, dass genau das einer der Gründe für die Errichtung der jüdisch-christlichen Simultanschule gewesen ist. Mit der Gründung der Lengsfelder Schule wurde den jüdischen und christlichen Kindern vor Ort eine ganz neue Perspektive eröffnet. Es ging nicht mehr nur um Schulbildung für jüdische und christliche Kinder –

⁴³ ThHStAW, EA, Konsistorialsachen, Akte Nr. 1075/11, Bl. 6/2-4-7/2-6.

wie sie ja an der jüdischen und der christlichen Schule gegeben war. Es ging darüber hinaus um christlich-jüdische Verständigung, um gegenseitiges Kennenlernen und um ein gemeinsames Leben und Lernen. Mit der Lengsfelder Schule wurden die Gesetze zur Emanzipation der Juden im Großherzogtum mit Leben gefüllt, ernst genommen und ganz konkret in die Praxis umgesetzt.

Die jüdisch-christliche Simultanschule in Lengsfeld darf, betrachtet man ihre Geschichte im Ganzen, nicht als Ort der beispiellosen Harmonie dargestellt werden. Dass sie das nicht war, lässt sich anhand der Quellen eindeutig belegen. Aber es kann gewiss festgestellt werden, dass diejenigen, die mit der Gründung der Schule betraut waren und sich vor allem in den Anfangsjahren für das Gelingen dieser Vision von einem Ort des Miteinanders eingesetzt haben, die Schule als Teil der Lengsfelder Heimat für Christen und Juden verstanden.

Zitiervorschlag *Juliane Irma Mihan: Heimat für Christen und Juden in Lengsfeld. Die Geschichte eines unkonventionellen Schulprojekts in der Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung, 9 (2015), 16, S. 1–11, online unter http://www.medaon.de/pdf/medaon_16_Mihan.pdf [dd.mm.yyyy].*

Zur Autorin *Juliane Irma Mihan, M. A. (Jg. 1981), Religionswissenschaftlerin/Judaistin/Historikerin (Schwerpunkt Deutsch-Jüdische Geschichte), Doktorandin am Historischen Institut der Universität Potsdam (Forschungsprojekt: Die jüdisch-christliche Simultanschule in Lengsfeld/ Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach), Stipendiatin des Theologischen Forschungskollegs der Katholischen Fakultät an der Universität Erfurt, Forschungsschwerpunkt: Deutsch-Jüdische Geschichte des 19. Jahrhunderts; Interreligiöser Dialog, Veröffentlichungen: Sakrileg oder Gotteslob? Die Orgel in der Synagoge im kulturhistorischen Kontext. Marburg: Tectum Verlag, Reihe Religionen aktuell, 2013; "The Jewish-Christian simultaneous school in Lengsfeld" in: Grażina Jurewicz/Kristina-Monika Hinneburg (Hrsg.) Zwischen Universalismus und Partikularem Anspruch. Das Prinzip Aufklärung im gesellschaftlichen Spannungsfeld. Between universalism and particularistic claims - Enlightenment in the context of social tension. München: Fink Verlag, 2014, S. 79–88.*